

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1927-1944 1943

133 (15.5.1943)

Kühner Handstreich eines Stoßtrupps

Tief in den Rücken des Feindes — Ueberraschung im feindlichen Hinterland

Von Kriegsberichterstatter Hanns Strohmenger

PK. Endlich hat sich die Nacht zu jener Dunkelheit verbrietet, die alle Feindschaft in ihrer unergründlichen Tiefe verschluckt. Nur mühsam bahnt sich der Leutnant seinen Weg. — Seine Weg? — Es gehört sehr viel Phantasie dazu, die Marschroute dieses Stoßtrupps mit „Weg“ zu bezeichnen. So weit das Auge im Umkreis weniger Meter die Dunkelheit durchdringen kann, ist nichts als schwarzer Kampf zu sehen, aus dem sich schemenhaft die dunklen Stränge des Nebelgases erheben.

Nur rechts erkennt Feldmarschall Sch. in einer hellen schwarzen Kallung den Schattenschein eines „Weges“, denn ehe sie heute nacht zu diesem Unternehmen aufbrechen sind, hat er in vergangenen Nächten schon zwei Stoßtrupps hierher geführt dem Leutnant zu, daß rechts neben ihm das Dorf M. liegt, das von den Sowjets hart besetzt sei und darum sorgfältig umgangen werden müsse.

Nachmittags verließen sie ihren Stützpunkt noch mehr als bisher zu dämpfen, denn jetzt kommt es darauf an, den Kräftepunkt dieses Marsches durch Feindesland zu überwinden.

Ein Leutnant und 60 Grenadiere

Leutnant D., der junge schlaflose Kompaniechef, der wie immer vornehm geht, schaut sich seinen Männern an. 12 Schatten folgen ihm durch die schweigende Dunkelheit. Das ist die erste Stoßgruppe. Nicht weit davon folgt die zweite, weiter zurück die Sicherungsgruppe, die in der Höhe des Dorfes M. zurückbleibt.

Er blickt sich 60 deutsche Grenadiere, die durch Sumpf und Auenwald. Es ist ein verdammt Marisch, den sie um 1 Uhr angetreten haben und der sie jetzt schon in die Dämmerung eines neuen Tages hineinführt. Man hat einen freien von Zeit zu Zeit mit dem verführerischen Gedanken, die Handgranaten und die Maschinengewehre und die ganzen Stangen, die man als Grenadier so mit sich herumzuschleppen hat, abzuwerfen und sich irgendwo auf einer trockenen Stelle lang zu machen, denn so ein Weg von mehr als vier Stunden, ununterbrochen durch entsetzliches Wasser geht in die Knochen. Aber das sind Gedanken, mit denen man zwar spielt, die man leicht wie bunte Schmetterlinge vor sich herflattern läßt — woran denkt man nicht alles, wenn man so durch die dunkle Nacht marschiert? — über die man die raube Wirklichkeit seiner soldatischen Pflicht doch niemals vergißt. Und schließlich ist dies ja ein mühsamer Spaziergang, sondern ein Stoßtrupp, in den Rücken des Feindes.

Nach 300 Metern trennen sie von dem Verordnungsgebiet, der ihr Ziel ist, „Verdacht unterbrochen“, Material weinischen, Geringens einbringen. Das ist kurz und bündig der Auftrag des Regimentsführers, mit dem sie in Marsch gelegt worden sind.

Der Leutnant macht eine kurze Pause und schaut sich eine kleine Gruppe zur Aufklärung gegen die Straße vor. Von Schwämmen klingen seine Haugeräusche und Stimmen herüber. Sollte das Lager an der Straße doch besetzt sein? — In den letzten Tagen ist es immer völlig leer gewesen. Doch die Geräusche des Sammens und Sägens sind unverkennbar.

Alle Sowjets sind völlig überrascht

PK. Ein Pfeil, mit Motorkraft auf einen Stenobedel gemalt, besprengt den Weg, weist in den Bereich des Brennpunktes, in die Zone feuriger Unruhe.

Der Knüppelmann, der in diese Richtung zielt, ist wie ein Pfeil, über dem die Kolonnen der Fahrzeuge und Gefüge hin- und herfahren, hin und her zwischen zwei Polen, zwischen den Laufgräben, Schützengraben und Stützpunkten der Front und den vorgehenden Sapienten der Etappe, den Verladebahnhöfen und Munitionsdepots, den improvisierten Kasernen der Wehrverbände, den Verordnungs-Ämtern, Verband-Plätzen, Waffenanhalten, Nachschubplätzen, Schreibstuden und Trostlagern.

Von dem Knüppelmann zweigt die Anzahl der Verordnungsstrahlen ab, baldidiotisch öffnende Schmelze, holzgeflackerte Zufahrtstrecken, Trampelpfade, Sommerwege, geschwungen von den Schienensträngen der Feldbahn. Ein Geleit von Wagen, das selten die Karren, aber immer die bunten, lastreichen Geigen an ihren Anfängen enthält, diese phantastischen und erfindungsreichen Weingüter, die die Standorte von Nervenzentren der Front anzeigen, Gefechtsstände, Beobachtungshellen, und die hinführen in die Hauptkampflinie, in das von der Unruhe der Gefechte geprägte regellose Relief der Stellungen, die die Wälder und Moore verbergen.

Verborgen unter den geschlossenen Mäuren der endlosen Waldschwämme, tief eingesenkt in verfallenen Büschen und Mooren, verkrallt in zerfetzten Birkenstümpfen und ertrunkenen Stämmen — das ist die Front zwischen Ladoga- und Ilmenisee. Sie beginnt, wo die Knüppeldämme enden, wo sie im Gehäufelten münden, in den wilden, trichterartigen Wäldern, in den verfallenen Holzern, in den zerwühlten Streifen toter schwarzer Erde.

Das ist die Verpflegung, der Hauptmannlinie dieser Front, der auch die garblich erhellenden Himmel des Frühling nichts von ihrem dunkelsten Ernst nehmen.

Es ist eine verborgene Front — und es ist die Front der Einzelnen, der Einzelkämpfer, die hier, immer auf dem Sprung, gegen die

fe herabgeschoben, denn wie sollen hier, 4 Kilometer hinter der Front, plötzlich deutsche Soldaten auftauchen?

Es ist das Werk ganz weniger Minuten, dann sind Geschützproben, Panzerwagen, Feldküche, Stützgeräth, Geschütz, Haferfäde, Säffel und sonst noch etwas in die Luft gejagt.

Ist das nun ein Panal, ein Alarm für die ganze Umgebung? Stürzen sich nun die aufgeschreckten Volksgewalten von allen Seiten auf den deutschen Stoßtrupp?

Frauen mit der MP. um den Hals

Die zweite Stoßgruppe hat sich etwas weiter abwärts an den feindlichen Verordnungsgebiet angelegt. In ihrer Deckung beobachten die deutschen Grenadiere die Straße. Da kommen zwei Volksgewalten von rechts. Ein leiser Beiseh erklingt. Sie lassen die Weiden genau bis zur Mitte auflaufen. Ein Sprung — zwei Gefangene. Das kleine Intermezzo wiederholt sich noch einmal von der anderen Seite her. Die beiden hat die Sprengung, die gerade vom Lager her ertönt, etwas flüchtig gemacht, aber wie sollten sie hier so weit hinter ihrer Linie etwas Derartiges vermuten. Sie lachen und sprechen ungehört weiter und laufen der deutschen Stoßgruppe genau in die Arme.

Doch dann kommen vier. Sie gehen hintereinander. Vornemeg jemand mit einer Maschinengewehr um den Hals. Auch die anderen sind bewaffnet. Sie tragen alle vier die erbsenen Mäntel der hochgewachsenen Amerikaner. Sie kommen nicht näher, sind schon auf der Höhe der in Deckung liegenden Deutschen. Doch halt! — Ist das nicht eine Frau, die die MP. um den Hals gebunden hat? Und ist nicht Nummer vier ebenfalls eine Frau? Auch das noch — bewaffnete Weiber!

Ein Ruf. Schon springt die Gruppe zu. Im selben Augenblick aber liegen die vier in Deckung. Die Volksgewaltin, offenbar die Anführerin, reißt ihre Maschinengewehr herunter und feuert auf den deutschen Unteroffizier, auch die anderen schießen. Ein Krach, der nicht den Maschinengewehr ist die Antwort. Die vier Volksgewalten wälzen sich im Graben und schreien auf. Doch nur das eine der beiden Weiber ist getroffen, das andere und die beiden Männer tun nur so, als ob sie schwer verwundet wären. Sie glauben die Deutschen damit hintergehen zu können. Aber sie täuschen sich. Während die zu Tode getroffene Volksgewaltin freiwillig ihre Papiere den deutschen Soldaten hinreich, werden die anderen abgeführt.

Was ergibt die Prüfung der Papiere? Alexandra R., achtundzwanzigjährig, bei Moskau geboren, ist Krankenschwester. Eine bewaffnete, schießende Krankenschwester, wieder einer jener abstoßenden Beweise für die sowjetische Auffassung vom Völkervertrag.

Das genügt für heute. Ein paar weitere Anfrömlinge haben noch von ferne das kurze Gefecht auf der Straße bemerkt und sich rechtzeitig in die Büsche geschlagen. Noch eine halbe Stunde liegt der Trupp an der Straße. Nichts passiert. Da gibt der Leutnant das Zeichen zum Rückmarsch. 8 Gefangene hat er eingebracht, heute an sowjetischen Waffen gemacht und ein Trostlager vernichtet. Und das vier Kilometer hinter der feindlichen Linie.

Ohne Verluste den Auftrag erfüllt

Zufrieden suchen sie in der klaren Helle des Vormittags den Weg durch den Sumpf, den sie vor vielen Stunden genommen sind. Wieder malen sie durch die Ungegründlichkeit des grünen Morastes. Der Marsch ist nicht weniger anstrengend als der Himmels, denn immer noch verliert der zähe Brei des Moorgrundes, bei jedem Schritt an der Tiefe in sich hineinzusinken. Und doch schreiten sie leicht und froher aus, denn sie wissen, daß sie das Ziel ihres Stoßtrupps erreicht haben und ohne Verluste den Auftrag erfüllt.

Übermacht stehen, Einzelkämpfer — gefordert und befehligt in den Feuergefechten der sowjetischen Salbengelächter und Kanonen.

Sie liegen in ihren Bunkern und Bunkern. Sie hocken in den Schützengraben hinter ihren Waffen. — Kompanien, Regimenter, Divisionen, einer wie der andere, alle sich gleich und ähnlich unter den Helmen, alle sich gleich und ähnlich in der Entschlossenheit, in der erbitterten Entschlossenheit, abzuschießen, zuzuschlagen. Einer wie der andere. Der lange Oberleutnant, Stiegeleiarbeiter aus Oldenburg, übernimmt, als sein Leutnant ansällt, die Kom-

Einzelkämpfer auf dem Sprung gegen die Uebermacht

Freiburger Unteroffizier stoppt mit erbeutetem Schnellfeuergeschütz einen Sowjet-Angriff

PK. Ein Pfeil, mit Motorkraft auf einen Stenobedel gemalt, besprengt den Weg, weist in den Bereich des Brennpunktes, in die Zone feuriger Unruhe.

Der Knüppelmann, der in diese Richtung zielt, ist wie ein Pfeil, über dem die Kolonnen der Fahrzeuge und Gefüge hin- und herfahren, hin und her zwischen zwei Polen, zwischen den Laufgräben, Schützengraben und Stützpunkten der Front und den vorgehenden Sapienten der Etappe, den Verladebahnhöfen und Munitionsdepots, den improvisierten Kasernen der Wehrverbände, den Verordnungs-Ämtern, Verband-Plätzen, Waffenanhalten, Nachschubplätzen, Schreibstuden und Trostlagern.

Von dem Knüppelmann zweigt die Anzahl der Verordnungsstrahlen ab, baldidiotisch öffnende Schmelze, holzgeflackerte Zufahrtstrecken, Trampelpfade, Sommerwege, geschwungen von den Schienensträngen der Feldbahn. Ein Geleit von Wagen, das selten die Karren, aber immer die bunten, lastreichen Geigen an ihren Anfängen enthält, diese phantastischen und erfindungsreichen Weingüter, die die Standorte von Nervenzentren der Front anzeigen, Gefechtsstände, Beobachtungshellen, und die hinführen in die Hauptkampflinie, in das von der Unruhe der Gefechte geprägte regellose Relief der Stellungen, die die Wälder und Moore verbergen.

Verborgen unter den geschlossenen Mäuren der endlosen Waldschwämme, tief eingesenkt in verfallenen Büschen und Mooren, verkrallt in zerfetzten Birkenstümpfen und ertrunkenen Stämmen — das ist die Front zwischen Ladoga- und Ilmenisee. Sie beginnt, wo die Knüppeldämme enden, wo sie im Gehäufelten münden, in den wilden, trichterartigen Wäldern, in den verfallenen Holzern, in den zerwühlten Streifen toter schwarzer Erde.

Das ist die Verpflegung, der Hauptmannlinie dieser Front, der auch die garblich erhellenden Himmel des Frühling nichts von ihrem dunkelsten Ernst nehmen.

Es ist eine verborgene Front — und es ist die Front der Einzelnen, der Einzelkämpfer, die hier, immer auf dem Sprung, gegen die

Übermacht stehen, Einzelkämpfer — gefordert und befehligt in den Feuergefechten der sowjetischen Salbengelächter und Kanonen.

Sie liegen in ihren Bunkern und Bunkern. Sie hocken in den Schützengraben hinter ihren Waffen. — Kompanien, Regimenter, Divisionen, einer wie der andere, alle sich gleich und ähnlich unter den Helmen, alle sich gleich und ähnlich in der Entschlossenheit, in der erbitterten Entschlossenheit, abzuschießen, zuzuschlagen. Einer wie der andere. Der lange Oberleutnant, Stiegeleiarbeiter aus Oldenburg, übernimmt, als sein Leutnant ansällt, die Kom-



Der Kommandierende General eines Armeekorps



SMG. in Feuerstellung

Und wieder zu ihrer Kompanie zurückkehren. Sie wissen, daß ihr Leutnant, der scheinbar mühelos vor ihnen hergeht, ein Wort der Anweisung für sie finden wird, und sie malen sich aus, was die Sowjets für Augen machen werden, wenn sie im Laufe des Tages feststellen werden, daß ein unerwarteter Befehl ihnen heute abgehandelt wurde. „Sie werden kopfschütteln“, sagt der Regimentsführer, „aber das ist ein Beweis für die Anerkennung der Männer des Stoßtrupps, denn sie setzen in dem Bewußtsein des Majors seine Zufriedenheit und seinen Dank, und sie wissen, daß sie ihre Pflicht getan haben.“

Die Post ist da!

Von Kriegsberichterstatter Kurt Scheid

PK. Auch im Westen kann Deutschland nett, weit fort sein. Man glaubt es gar nicht. Es gibt keine Bekker, da wo die französische Provinz am hüflicher ist, in denen gar nichts los ist, gemiffemöhen noch weniger als nichts. Und die meisten Dandier liegen doch in solchen Nestern. Das Dorf, das einige hundert Seelen zählt, liegt wie ein bunter, zierlicher Fingerhut über den höchsten Hügel gestülpt, den es hier in der Gegend gibt; es sieht — mit einem Wort gesagt — fröhlich aus. Das ganze Dorf ist eine einzige Straße, die einige Krümmungen macht. Am Eingang führt rechts hinter blühenden Kastanienbäumen das weisse Dach eines alten Schlosses mit Mauer und Wappen und breitem Flügeltor und allem Zubehör. Am andern Dorfeingang ist links eine freistehende Bretterarena. Aber natürlich ist das kein feiner Biergarten, sondern es ist eine Stierkampfarena. Strenge genommen hat es hier auch nie um Stiere gekämpft, sondern um Kühe, sogar um ganz junge Kühe, und Blut ist dabei keines geflossen. Aber während des Krieges haben selbst die jungen Kühe andere Aufgaben.

Natürlich ist es kein Wunder, daß sich der Dandier diese kleine Welt bald zu eigen gemacht und Eigenes in die Quartiere getragen hat: Bilder von daheim und sonstigen Wandschmuck wie hübsche Mädchen in Felle und Quat und auf den Füßen stehen Wollschölen, die eine Pfauen-Apfel-Wehrmachtsmarmelade enthielten und in denen jetzt blühende Schneeballen duften, so heißen die Blüten des Strauchas mit ihren prallen, runden Formen.

In der Wache ist viel Dienst, und brenger Dienst. Manche von den Dandieren waren schon einmal hier ganz in der Nähe am Wierig. Wie lang das her ist, und was alles daheim liegt... Monds kommt der Fahrer vom Postamt und bringt einen ganzen Sack voll Post mit. Der Sack ist jetzt wieder bid geworden und unförmigen Leibes, und der Fahrer flucht mitunter. Das hat seinen guten Grund, wenn es auch nicht so gemeint ist; denn die Päckchen kommen wieder an, und zwar ein ganzer Schwung auf einmal. Da liegen sie beim Hauptfeldwebel in der Schreibstube und harren der Ausgabe. Jedes von ihnen hat ein anderes Gesicht und schaut auf seine Weise in die Welt. Gemeinlich aber ist allen Päckchen, daß sie ausgeprochen fremdlich aussehen. Kein Wunder, wenn sie soviel Freude in das kleine, mehrgefessene Nest tragen, das da mit seinen blühenden Bäumen auf dem steilen Hügel liegt wie der überflotende Schaum am Wildstopp. Es sind die ersten Päckchen, die wieder angekommen sind, und die machen doppelt Freude. Und dann ist es auch ganz klar geworden gegen Abend. Der Wind hat allen Dunst fortgeweht, und über den blühenden Wäldern liegt am Horizont die schimmernde Schönheit der Schneebedeckten Purenien. Die Einheimischen sagen, es wird wohl Regen geben; aber was tut das schon, denn die Päckchen sind da, und die Heimat ist nun plötzlich ganz nahe gekommen.

Der Sprung ins Leere

Roman von Edmund Sabott

Alle Rechte behält Carl Dümcker Verlag, Berlin

Helene war wirklich einverwandten. Sie konnte Reinerich nur flüchtig und hatte es bisher freudig gefunden, daß er die juristische ein recht bescheidenes Einkommen bot. Er hätte gerne ein Haus haben können, denn der Reinerichs Wohnung die Affenbrauerei, von der die ganze Umgebung mit Bier verlorzt wurde. Jetzt wann man Helene es doch herüber, daß ein Reinerichs Wohnung die Unterführung führte.

„Sie ist ihm ferne“, meinte Bernd pitifisch, „und er kein Stäubchen aufwirbeln, das unter Ausföhlen der Defektivität objektiv.“

„Ich hoffe es“, antwortete Helene und merkte nicht, daß ihr Bruder sich über sie lustig machte.

Bernd hatte richtig vermutet: Jost Wäders Reinerich auf diesem Sonntag feineswegs bei sich nehmen. Er fuhr er durch das Krantmer der Stadt hinaus, folgte den Geflehen der Straßengänger bis zur Endballekelle und nahm einen Wagen allmählich immer langsamer abwärts. Dabei hielt er eifrig Ausschau und beobachtete die beiden Straßengänger, die ihm Sonntagausföhlern dicht bedauen vor ihm fuhr. Er überbot sie jedoch nicht, sondern richtete es so ein, daß er ein gutes Stück hinter ihnen blieb. Das Verbot hatte er gegen die Bahn hielt, lenkte er seinen Wagen an der Straßengrenze und hielt gleichfalls, beständig die Ausföhlenden, von denen die

meisten sich nach rechts wandten, wo der Fußweg durch den Wald zur Grödnicher Heide begann. Fast als letzte stieg ein junges Mädchen aus, das einen buntfarbenen Seidenmantel und eine kleine bunte Kappe trug. Sie hatte ein Köfferchen bei sich und war allein. Wäders ergrübelte sie sofort, dachte seinen Wagen, fuhr langsam auf das junge Mädchen zu und öffnete schon immer den Wagen. Sie fragte auf, ließ sich neben ihm auf den Sitz fallen und lachte in kindlicher Freude. „Wie das geklappt hat.“

„Es war Hella.“

„Und nun geben Sie Gas, damit wir rasch wegkommen!“

Er gebot, und der Wagen legte davon. Hella machte es sich bequem, nahm ihre Kappe ab, ordnete mit ein paar Griffen ihr Haar und zog den Mantel aus. Sie ließe Auto fahren ins Wäld hinein, und zum erstenmal fuhr sie in einem so feibaren Wagen. Wäders sah sie von der Seite an und grinste. „Und wohin fahren wir nun?“

„Keine Ahnung! Es ist mir auch ganz gleichgültig.“

„Zu meiner Tante Christine“, sagte er ernsthaft.

„Zu wem? Zu einer Tante von Ihnen?“

Sie hoffte zwar, daß dies nur ein Witz sei, war bei ihm aber auf alles gefaßt.

„Die alte Dame ist dreihundertzig, hat einen schmächtigen Mann, drei Angorakaten und ist gleichgültig.“

Die Vermittel aber wenn sie bei solchem Reizen so alt geworden ist, hält sie's hoffentlich noch ein paar Jahre aus.“

„Wir sind eine zähe Familie.“

„Sehr erfreulich! Darf ich fragen, weshalb Sie mir diese zähe alte Dame vorführen wollen?“

„Weil ich der Rene Wittgenau habe anrichten lassen, ich müßte Tante Christine heute

„Waren Sie bei den Wittgenaus eingeladen?“

„Mit dem alten Haemler — ja.“

„Dann ist es unangebracht von Ihnen, daß Sie nicht hingegangen sind.“

„Sie waren mir verlobt, Hella.“

„Vielen Dank! Aber auch mich hätten Sie dort treffen können.“

„Wie denn?“ fragte er äberrascht. „Wären Sie auch dort gewesen?“

„Vermutlich. An Sonntagen bin ich meistens da, wenigstens habe ich eine Einladung. So oft ich kann, drücke ich mich zwar, aber heute wäre ich wohl gegangen, wenn Sie nicht mit Ihrer Autofahrt dazwischengekommen wären. Nun ist Juge mit meinem Bruder allein da, und ich... na, ich bin mit Freundinnen auf Wäldersfahrt durch Wald und Fluß.“

„Sie können wunderbar schwindeln, wie?“

„Für Sie wird es gerade reichen. Ingeborg glaubt mir nie. Sie tut nur so, in Wirklichkeit hat sie's aufgegeben, mit meine Schwindeln vorzuhalten.“

„Ist sie so grobgläubig?“

„Nein, sie gibt sich einfach nicht mehr damit ab, und darüber gerate ich manchmal in Wut. Verheihen Sie das? Ich läge manchmal so faulbid, damit sie mir endlich mal recht und links ein paar hinter die Ohren geben soll. Sie tut's nicht. Sie verzieht kaum den Mund. Sie bleibt ganz ruhig und kühl. Man kann todsüchtig dabei werden.“

„Ihre Schwester ist bedächtigend verdorrt.“

Hella schaute und machte ein geschloßenes Gesicht. „Neben mir nicht von ihr! Sagen Sie mir lieber, wohin wir fahren.“

„Fahrenswohin, wo kein Mensch uns kennt.“

„Es wäre Ihnen peinlich, mit mir gehen zu werden?“

„Er lachte nach einer Ausrede, fand aber keine.“

Sie sagte gelassen: „Meinetwegen brauchen Sie sich keinen Zwang anmuten. Wir liegt ge-

nau so wenig daran, mit Ihnen gesehen zu werden.“

„Er lachte. „Weshalb nicht?“

„Warum wollen wir uns gegenseitig peinliche Wahrheiten sagen? Ich möchte einen netten Sonntag haben und Sie auch, nicht wahr? Ich wollte mich vor dem langweiligen Wittgenaus bei den Wittgenaus drücken und Sie vor Ihrer künftigen Frau Gemahlin.“

„Wären Sie von Rene Wittgenau?“

„Von wem sonst?“

„Wie kommen Sie darauf, daß Rene Wittgenau meine Frau werden soll?“

„Die Spageti pfeifen's von den Dächern, sehr geöhrter Herr. Sie werden eine ausgezeichnete Partie machen, und wir beide sind dann sogar irgendwie miteinander vermandt.“

„Na, hören Sie mal, ganz so sicher ist es noch gar nicht, daß ich heirate.“

Sie lachte auf. „Dann werden Sie gar nicht gefragt werden, mein Lieber! Darüber bestimmt Doktor Haemler mit Rene. Sie gehen dann einfach mit zum Standesamt und unterzeichnen.“

„Nun wurde er ärgerlich. „Zum Donnerwetter, denken Sie etwa, ich tue genau das, was dieser Frattel, der Haemler, will?“

„Ja, das denke ich. Oder können Sie sich etwa vorstellen, daß Sie der Mut aufbräuten, Haemler und Rene zu widerprechen? Daß Sie am Beispiel auf eigene Faust ein Madel heiraten, das Ihnen paßt?“

„Jawohl, das kann ich mir sehr gut vorstellen.“

„Ich nicht! Sie werden parierent!“

Er fuhr eine Weile stumm und verbissen mit sehr hoher Geschwindigkeit. „Es könnte leicht sein“, sagte er nach einer Weile, „daß ich Ihnen beweise, wie unrecht Sie haben.“

„Das wäre ein großartiger Spok. Wollen Sie eine andere heiraten? Aus purer Lustigkeit?“

„Das wäre leicht möglich.“

„Und wen, wenn die Frage erlaubt ist?“

„Sie!“

„Ach...“ sagte sie und weiter nichts.

„Jawohl, und wenn Haemler sich kopfschüttelt, wenn die ganze Stadt aus dem Häuschen gerät...“

„Na, na, so wichtig sind Ihre Heiratspläne für die Stadt ja wohl nicht. Wäre es sehr unbedeuten, wenn ich darum bäte, vor unserer Heirat um mein Einverständnis befragt zu werden?“

„Würden Sie etwa nein sagen?“

„Ich fürchte — ja. Bis vor fünf Minuten hatte ich nämlich noch ganz andere Zukunftspläne.“

„Ach Gott, Ihre Zukunftspläne! Das ist doch nichts als dummes Egozget und...“

„Davon verstehen Sie soviel wie ich vom Kühemelen!“ antwortete sie eifrig und böse. „Neben Sie also lieber nicht davon! Außerdem... ich bin erst achtzehn, und Sie müßten Ingeborg um eine Hand bitten.“

„Wir werden ja sehen“, sagte er und brach das Gespräch ab, aber es hatte ihn tief gekränkt, daß sie ihm jeden eigenen Entschluß abgesprochen hatte.

Gegen Mittag machten sie Rast an einem der medlenburgischen Seen, wo nur Berliner Wochenendausflügler ansutreffen waren. Man sah es an den Nummernschildern der Wagen, die auf dem großen Platz vor dem Wirtshaus unter den alten Eichen parkten, Bewegungen mit Bekannten waren kaum zu färdern.

„Was schleppen Sie eigentlich in Ihrem Koffer mit sich herum?“ fragte er, als sie ausstiegen. „Haben Sie sich Brotpakete mitgenommen?“

„Denken Sie, ich würde Sie hungern lassen?“

„Nein, denn es fände sich bestimmt jemand, der mit mir sein letztes Brot teilt, wenn Sie es nicht tun. In dem Koffer ist Wäders. Einen ganzen Tag lang im Auto und nicht ins Wasser — wer hält das aus?“

(Fortsetzung folgt)

